

EDITORIAL

»UND JEDEM ANFANG WOHT EIN ZAUBER INNE«

(HERMANN HESSE)

Unser fünfter Jahrgang stellt einen Neuanfang für *Weltenportal* dar. Die Zeitschrift erscheint ab dieser Ausgabe in reduzierter Seitenzahl, dafür aber wieder zweimal im Jahr. Von dem kostenlosen Webzine-Format haben wir uns verabschiedet, hoffen aber, dass die günstige E-Book-Ausgabe für Digitalleser:innen eine Alternative darstellt.

Die Grundausrichtung, euch einerseits mit Geschichten zu unterhalten, andererseits mit Interviews, Besprechungen und Artikeln auf spannende Neuerscheinungen der heimischen Phantastikszene aufmerksam zu machen, bleibt jedoch erhalten. Wir wünschen euch gute Lesestunden und viel Spaß beim Schmökern, Stöbern und Entdecken.

Christoph Grimm und Sarah Lutter

INHALTSVERZEICHNIS

STORYS

Denise Fiedler Die Brücke	02
Andreas Eschbach Die Frau mit der Augenbinde	12
Esther Geißlinger Adwoa tanzt	16
Sarah Lutter Xeh! Xeh!	24
Vivian Chou Perfekter Urlaub – ohne Filter	36
Benjamin Keck Brennende Gerechtigkeit	40

INTERVIEWS

Sarah Lutter Geheimnisse der Erdenwelt Im Gespräch mit C. Gina Riot	67
Christoph Grimm #MehrUnfug unter neuer Leitung Im Gespräch mit Ines Zimzinski und Ingrid Pointecker, Verlag ohneohren	72

ARTIKEL & REZENSIONEN

Anna Eichenbach Von Wölfen und (literarischen) Verwandlungen <i>Wolfsprinzessin</i> von Elisa Miller	77
Christoph Heiden Unter dem Eis Vergessene Schätze der Science-Fiction: Zum hundertsten Geburtstag des tschechischen Autors Josef Nesvadba	80
Christoph Grimm & Sarah Lutter Lese-Log Die Highlights der Redaktion	83

RUBRIKEN UND REDAKTIONELLES

Editorial Inhaltsverzeichnis	01
Impressum	86
Mitwirkende dieser Ausgabe	87
Maximilian Wust Weltenportal Comix	88

Denise Fiedler

DIE BRÜCKE

Linkesmeer wird abgestiegen, niemals Rechtesmeer. Ein ungeschriebenes Gesetz, dessen Sinnhaftigkeit irgendwo auf dem Meeresboden lag, umgeben von Schiffsleichen und glotzenden Fischen. Vergessen, vielleicht sogar unwichtig, doch wichtig genug, dass es hieß: Linkesmeer wird abgestiegen.

Wer diese Brücke einst baute, die Steine förderte und schichtete, hatte die Pfeiler tief in den Meeresboden gerammt, tiefer als je ein Mensch hätte tauchen können. Hatte die Brüstung gemauert (zwanzig Schritte und ein halber von einer zur anderen Seite), die einem erwachsenen Mann bis zur Hüfte reichte, über die er sich weit beugen musste, um hinabzusehen, wo nichts als die Schwärze des Meeres zurückstarrte.

Alles hatte einen Anfang, oder nicht? Die Brücke trotzte diesem Gedanken. Graue Steinquader, aneinandergereiht zu einer langen Linie, die zu beiden Seiten mit dem Horizont verschmolz. Ein Schnitt in dieser Welt aus Salzwasser.

Seit Tagen wanderte Marius sie entlang (oder waren es Wochen?). Grauer Himmel, graues Meer, grauer Stein. In einer grauen Welt gab es keine Schatten, nichts, was das Voranschreiten des Tages anzeigte. Keine Sonne, deren Verlauf er folgen konnte. Nur das Warten auf das Zwielflicht, bis schließlich die Nacht hereinbrach – dann ging er nach Linkesmeer und drückte sich an die Brüstungsmauer. Sein Ölmantel schützte ihn vor der Nässe, gegen die Kälte war er machtlos. Mit der Dunkelheit kroch sie hinein und ließ ihn nicht mehr los.

Sobald der Morgen kam, ging er weiter. Der Wind begleitete ihn, peitschte die Wellen auf und biss ihm in die Ohren.

Anfangs hatte er die Schritte gezählt, bis sich die Zahlen in seinem Kopf überschlugen. Welchen Unterschied machten schon dreihundert oder dreitausend, wenn er nicht vorankam?

Wann würde ihn seine Kraft verlassen, der Wille weiterzugehen? Spätestens, wenn sein Proviant aufgebraucht wäre. Ein halber Laib Brot, eingeschlagen in einem Tuch, und der Rest von dem Wasser, das in einem Schlauch über seiner Schulter hing. Ginge es zur Neige, was dann?

»Ja, alter Mann, was dann? Wirst du mir wenigstens diese Frage beantworten?«

Wenn er die Augen schloss, sah er den Alten am Tisch sitzen, vor sich einen Fisch mit aufgeschnittenen Bauch, das Maul in einem stummen Schrei weit aufgerissen. Die Stimme des Alten graugefärbt wie seine Augen und rau wie der Stein unter Marius' Füßen.

Dann wirst du sterben.

Marius lachte auf. Ein freudloses Lachen, das sich in der Kehle bildete und herausbrach. »Eine Welt voller Wasser, und ich werde verdursten!«

Er wagte einen Blick über die Schulter, aber nicht die Füße zu drehen – wie sollte er wissen, wo Linkesmeer ist, wenn er sich zu oft drehte? Jeder gegangene Schritt wäre verloren, wenn er in die falsche Richtung lief, und er landete bei einer Hütte aus Holz, mitten auf einer Brücke aus Stein. Die Bretter vom salzigen Atem des Meeres aufgedunsen, mit Fensterläden, die im Wind klapperten. Zurück in das Leben eines einzigen Tages, der mit jedem Morgen neu begann und im tristen Abend endete. Der Blick in einen Spiegel durch einen anderen. Die eigene Unendlichkeit, die mit jeder Wiederholung belangloser wurde.

Dachte er, er könnte loslaufen und ihr entkommen?

Eine Hütte aus Holz auf einer Brücke aus Stein. Ringsherum der Ozean, der mit dem Horizont verschmolz.

Marius stand vor der Tür und zog sich einen Splitter aus dem Finger. Vor seinen Füßen lag eine aufgerollte Strickleiter. In den letzten Stunden hatte er die alten Sprossen gegen neue getauscht. Fünf- und zwanzig runde Hölzer, jedes einen halben Meter lang, glattpoliert und aufgeknüpft.

Er richtete seinen Ölmantel und zog die Kapuze über, um sich vor dem feinen Regen zu schützen. Bald würden sich aus dem Niesel dicke Tropfen formen. Eine Vorhut des nahenden Sturms. Marius hörte den grollenden Schlachtruf, sah die Kriegsfeuer durch die Wolken zucken. Über dem Meer hatte die Schlacht begonnen (vielleicht dort, wo der Alte seine Segel setzte).

Nicht lang, dann erreichte sie die Brücke.

Marius hob die Strickleiter auf und trug sie nach Linkesmeer. Auf der Brüstung legte er sie ab. Zwei Befestigungsanker ragten aus dem Stein, daneben eine große Öllampe. Er knotete die Enden der Leiter fest und stieß sie hinunter.

Plok. Plok. Plok.

Die Sprossen schlugen gegen den Pfeiler. Ein unregelmäßiger Takt, der erst abbrechen würde, wenn der Alte das andere Ende der Leiter an den unteren Ankern befestigte. Doch noch war das Boot nicht zurück, die Anlegestelle leer, und das Plokken würde weiter erklingen.

Marius legte eine Hand auf die Brüstungsmauer. Kalt und rau. Weder tot noch lebendig. Dem Stein fehlte die pulsierende Wärme des Lebens, doch war er nicht kalt genug, um gänzlich tot zu sein. Ein Zwischending, gleichgültig dem einen sowie dem anderen gegenüber. Diese Gleichgültigkeit zog sich durch seine ganze Existenz – und die des Konstruktes, das er bildete. Der Stein reagierte nicht auf den Wind, der über seine Oberfläche blies und sie an manchen Stellen so glatt polierte, dass die grauen Wolken in der Spiegelung vorbeizogen. Auch nicht, wenn der Wind das Meer aufpeitschte und die Wellen an den Pfeilern zertritten.

Gleichgültigkeit. Er sah sie in den Augen des Alten, wenn dieser abends am Tisch den Fisch aß. Sah sie im Spiegel. Sie floss durch seine Blutbahn, strömte durch die Zellen, lief zu den Füßen hinaus und färbte jeden Schritt grau.



Andreas Eschbach

DIE FRAU MIT DER AUGENBINDE

In jener Zeit, da die Stadt Galrath auf dem Gipfel des Berges Amenour als uneinnehmbar galt, lebte dort im goldenen Turm eine Frau, über die man nicht viel mehr wusste, als dass sie allezeit eine Augenbinde trug, die fest um ihren Kopf geschlossen war und ihre Augen vollkommen verbarg. Man wusste nicht, aus welchem Grund sie diese Binde trug, so wenig, wie jemand ihren Namen kannte oder ihre Herkunft.

Doch alle, die sie je gesehen hatten, berichteten, dass sie von hinreißender Schönheit sei. Sie habe ebenmäßige Züge, liebliche Lippen und langes, helles Haar wie fließendes Gold, und anders als die Edelfrauen mit ihren steifen, hochgeschlossenen Kleidern trug die Frau mit der Augenbinde nur hauchdünne Gewänder, die ihren Leib auf das Verführerischste umschmeichelten. Wäre nicht diese dicke, schwere Augenbinde gewesen, man hätte sie die schönste Frau der Welt nennen müssen.

Manche mutmaßten, sie stamme aus dem Reich der Schatten und müsse die Augenbinde tragen, weil ihr unsere Welt zu hell war, doch es fand sich kein Weg, das zu beweisen oder zu widerlegen. Andere waren überzeugt, dass sie gewiss an einer Krankheit litt, für die es keine Heilung gab, dass ihre Augenbinde eine schreckliche Entstellung verbarg oder gar leere Augenhöhlen, und bedauerten sie, galt doch die Aussicht von den Zinnen des goldenen Turms als die schönste überhaupt, und sie würde sich ihrer niemals erfreuen können.

Es herrschte aber um diese Zeit König Belhan, den man später den Weisen nennen sollte, und alle Welt rätselte, wieso er diese Frau im goldenen Turm wohnen ließ. Traditionell lebten dort die Konkubinen eines Herrschers, doch niemand hatte König Belhan je zu ihr gehen sehen. Im Gegenteil, der König schlief jede Nacht, die Gott werden ließ,

bei der ihm angetrauten Frau, die er sehr liebte und die ihm im Lauf der Zeit zwei Söhne und zwei Töchter gebar.

Derweil residierte die Frau mit der Augenbinde im goldenen Turm wie eine Edelfrau, als Herrin ihrer selbst. Zwei Köche bereiteten und servierten ihr jeden Tag köstliche Mahlzeiten, die sie mit verbundenen Augen genoss. Ja, es schien, dass sie sie sogar umso mehr genoss, da keine Aussicht und kein Anblick sie vom Geschmack und vom Duft der Speisen ablenkte. Jeder, der einmal bei ihr zu Gast gewesen war und mit ihr getafelt hatte, berichtete, dass ihr beim Essen zuzusehen dazu anregte, selber alles intensiver denn je zu schmecken, und nicht wenige behaupteten, sogar ein schlichter Schluck Wasser munde in ihrer Gegenwart köstlicher als anderswo der beste Wein.

Die Frau mit der Augenbinde gewann im Laufe der Jahre einen Kreis von Freunden, die bei ihr ein und aus gingen und die nichts weitererzählten von dem, was sie ihnen anvertraute. Doch man hörte immerhin, dass sie jeden von ihnen an Stimme und Duft erkannte und mit Küssen begrüßte, die unendlich süß seien.

Wann immer Spielleute in die Stadt kamen, machten sie ihr ihre Aufwartung, und die Frau mit der Augenbinde lauschte stets gerne der Musik, die sie darbrachten. Oh, und wie sie lauschen konnte! Es war, als locke ihr Zuhören das Beste aus den Musikanten heraus, die oft kaum mehr aufhören wollten, für sie zu spielen. Manch einem, der gemeinsam mit ihr lauschte, war hinterher schwindlig vor Genuss.

Ja, und sie empfing auch Liebhaber, ganz so, als gehöre der goldene Turm ihr und als sei sie niemandem Rechenschaft schuldig. Die meisten davon waren Edelleute, jung und gewandt, die mit den schönsten Frauen verkehrten und doch insgeheim



Esther Geißlinger

ADWOA TANZT

Als Adwoa sich in ihrer winzigen Kabine zum Spiegel beugte, stieß sie gegen das ausgeklappte Metallbord, das ihr Badezimmer darstellte. Der Stoß reichte aus, um die magnetischen Verschlüsse zu lösen, und im nächsten Moment schwebten Haarbürste und Kaffeebecher durch den Raum. Bevor sie die Gegenstände aus der Luft pflücken konnte, verschwand der Spiegel, und an seiner Stelle blendete sich Billys Gesicht in die Bildwand ein.

»Achtung, Landeteam: Besprechung in zehn Minuten.« Er verzog den Mund unter dem roten Schnurrbärtchen zu einem Grinsen. »Und damit ihr euch wieder an die Schwerkraft gewöhnt, gehen wir auf ein halbes G in drei ... zwei ... eins ...«

Der Kaffeebecher fiel an Adwoas Fingern vorbei, sie selbst landete unsanft auf dem Boden.

Der verdammte Billy und seine Witze!

Das Team war bereits versammelt, als Adwoa die Messe betrat, den größten Raum an Bord. Faruk, der Kommandant der *Ryoko*, stand an einer der Schmalseiten des Tisches, Billy saß ihm mit verschränkten Armen gegenüber. Adwoa hätte einen halben Jahressold darauf verwettet, dass jeder von beiden seine Seite als »Kopfende« bezeichnete. Auf der linken Bank beugte sich Liu, der Rohstoff-Experte des Teams, über einen Streifen Datenfolie, den er auf den Tisch geklebt hatte.

Auf der rechten Bank rutschte Ivana beiseite, damit Adwoa sich neben sie setzen konnte. »Hey, wie findest du meine neue Frisur?« Ivana strich sich über die rosa- und orangefarbenen Strähnen.

»Schön.« Adwoa hatte ihre dunklen Locken wie gewohnt zu einem Zopf geflochten. Nicht sehr sexy, nur vernünftig und praktisch. »Ja, wirklich schön, Iva.«

»Okay, fangen wir an.« Faruk drehte sich zur

Wand hinter ihm. »Zuerst sagt Direktor Okumurasan ein paar Worte.«

Liu hob den Kopf und verdrehte die Augen, bevor er sich wieder der Datenfolie zuwandte.

Billy stöhnte auf. »Das ist jetzt nicht dein Ernst, Captain.«

Aber das Bildfeld in der Wand erhellte sich bereits, und Okumuras Gesicht erschien in Großaufnahme. Seine weißen Haare standen in Kontrast zu seiner glatten Haut, beides gemeinsam machte es Adwoa schwer, sein Alter zu schätzen. »Im Namen des Managements grüße ich die verehrte Crew.« Er sprach präzises, langsames Englisch. »Nach einer langen Reise haben Sie einen Planeten erreicht, der von unseren Sonden als aussichtsreich für die Funde wertvoller Rohstoffe eingestuft wurde. Sie werden sich nun auf die Oberfläche begeben und ...«

Ivana lehnte sich zu Adwoa und flüsterte ihr ins Ohr: »Meinst du, Billy steht auf mich?«

Billy schaute demonstrativ an die Decke, statt sich die Aufzeichnung anzusehen. Er verstieß damit gegen die Vorschriften der Firma, laut denen die Rede Okumuras vor jeder Landung angehört werden sollte. Aber dies war ihre dritte Erkundungstour auf dieser Reise, und ein Kommandant, der etwas erfahrener war als Faruk, hätte den Ton stumm gestellt oder den Film mit einer vertauschten Tonspur laufen gelassen. Okumura hatte seine Anweisungen in einem halben Dutzend Sprachen aufgezeichnet, Adwoa kannte die meisten Fassungen. Das japanische Original klang am hübschesten.

» ... Ihre Aufgabe, die Ressourcen zu finden, die für das Überleben der Menschheit auf der Erde notwendig ...«

»Ich denke, er steht auf mich«, flüsterte Ivana.

Billy war ein rothaariger Endvierziger, dessen Hüfte im Fett der mittleren Jahre ertrank. Er trug einen drahtigen Schnurrbart, so scharf ausrasiert,



"ABER WIE WERDEN WIR UNSERE
VERANTWORTUNG GEGENÜBER
DER SCHÖPFUNG VERGESSEN. WIR
VERPFLICHTEN UNS, DAS LEBEN UND
DIE INTAKTE NATUR AUF JEDER
FREIEN WELT ZU WAHREN"
OKUMURA

"JEDER HAT DAS RECHT
AUF LEBEN, FREIHEIT
UND SICHERHEIT DER
PERSON"
ARTIKEL 3 ERKLÄRUNG DER
MENSCHEN RECHTE



"IN ANERKENNUNG DER NOTWENDIGKEIT
EINER WIRKSAMEN UND FORTSCHREITENDEN
REAKTION AUF DIE AKUTE BEDROHUNG
DURCH KLIMAFÄHRUNG ..."
ÜBERNOMMEN VON PARIS 2015



30/11/2015

Sarah Lutter

XEH! XEH!

Wie sehr sie die Familientreffen hasste. Einmal im Monat lud ihre Tante Jane sie zur Teatime zu sich ein. Jedes Mal fühlte sie die Schamesröte in sich aufsteigen, wenn die selbstverliebte Tante Lilly hinter vorgehaltener Hand lächelte, sobald ihr wieder ein Missgeschick passierte.

Doch aufgeben war etwas für Menschen, nicht für Hexen, und so machte sich Siri auf den Weg. Zu Fuß. Denn nach dem Sturz in die Trauerweide und den unzähligen, zersplitterten Ästen blieb sie lieber auf dem Boden der Tatsachen, auch wenn das für eine Hexe mehr als peinlich war. Ihr Besen, der bei dem Absturz einen Achsbruch erlitten hatte, dankte es ihr umso mehr.

Das letzte Stück des Weges lag im Halbdunkel. Doch sie achtete kaum auf ihre Schritte, gedanklich war sie vom bevorstehenden Treffen völlig eingenommen. Aufgeschreckt durch die Erschütterungen auf dem Waldboden stoben Spinnen und Insekten wütend vor ihren Füßen auseinander und warfen ihr die wildesten Verwünschungen an den Kopf.

Selbst die kleinsten Wesen sind vor meiner Ungeschicklichkeit nicht sicher, dachte sie, und trat prompt in ein von Schlamm durchtränktes Stück Moos. Sie blickte auf ihre schneeweißen Schuhe: Der moderige Matsch schwärzte das unschuldige Weiß. Sie zückte den Zauberstab. *Soll ich versuchen, den Fauxpas ungeschehen zu machen? Lieber nicht – wer weiß, wie die Schuhe danach aussehen. Meine Verwandten werden ohnehin gewaltigen Spaß an mir haben.*

Wistman's Wood öffnete sich zu einer Lichtung, auf welcher Janes Hexenhäuschen – gekrönt von einem Hexenhut-Dach – auf sie wartete. Warum ihre Tante fernab jeglicher Zivilisation einen Gartenzaun um ihr Anwesen hatte bauen lassen, darüber wunderte Siri sich jedes Mal erneut. Sie tat diesen

Gedanken als Marotte der älteren Generation ab, während sie durch das Gartentörchen stolperte.

Als Siri ins Cottage trat, herrschte ein diffuses Licht. Der Kessel auf dem Feuer entließ eine um die andere Nebelschwade in den Raum. Der Zauber, der das Häuschen von außen klein und schnuckelig wirken ließ, entfaltete innen seine ganze Größe. Reihen über Reihen mit Gläsern, zahlreiche Tiegel mit Eicheln, über Kopf hängende Farne und Sträube mit getrockneten Gewürzen – es war ein Augen- und Gaumenschmaus.

Die Tanten und der dickliche Onkel Rupert schwebten schon am Tisch und warteten auf ihre Ankunft.

»Na, komm her, Kindchen. Lass sehen, ob du Fortschritte gemacht hast«, feixte Lilly. »Sollen wir ihr nicht erst die Kleidung trocken? Sie tropft den Boden voll«, polterte Rupert, und eine Bö warmer Luft fegte durch das Cottage, dass Siri die Haare zu Berge standen. Lilly und Rupert lachten gehässig, während Jane betreten zur Seite blickte.

Mit 192 Lenzen noch als Kindchen bezeichnet zu werden war eine Frechheit. *Ich werde ... Ich werde ... Ich werde es ihnen heute endgültig zeigen! Ich bin es so leid!*

Sie schwang ihren Zauberstab, deutete damit auf den Tisch und murmelte leise. Ein feines Flirren erhellte den Raum, und ein Teller landete auf der Tischplatte – mit einer Pasty. Wütend schleuderte Siri den Zauberstab von sich.

Rupert und Lilly bogen sich vor Lachen. Jane blickte wehmütig drein. »Zur Teatime hätte ich Apple Crumble auf dem Tisch sehen wollen«, sagte sie betreten.

»Was meinst du denn, was ich herbeigezaubert habe«, schrie Siri verzweifelt.

»Offensichtlich eine Pasty«, prustete Lilly und zerteilte die Fleischpastete, während Rupert vor Lachen mit dem Kopf an die Decke stieß.



Vivian Chou

PERFEKTER URLAUB – OHNE FILTER



[Startseite](#) | [Hotels](#) | [Sapphire Island](#)
Sapphire Bay Resort

[1.643 Gästebewertungen](#)
[KI-Zusammenfassung anzeigen](#)

Übersicht

Preise

Fotos

Rezensionen

Bewertung auf [BoutiqueHotel](#)
Enttäuschend



Sie bewerben das Sapphire Bay Resort als individuell gestaltetes Luxushotel, in dem man dem Trubel der Städte entfliehen kann, aber der Zimmerservice war verstörend. Die Handtücher waren in Form von SCHWÄNEN gefaltet! Können Sie sich vorstellen, wie enttäuschend das für mein Kind war? Bei unserem letzten Sommerurlaub auf den Fidschi-Inseln hat das Personal die Handtücher zu einer Oktopusfamilie und einem Bugatti gefaltet! Außerdem wurde die Sonne am Pool den halben Nachmittag lang von großen, lauernden Schatten am Himmel verdeckt.

Antwort des Hotels:

Vielen Dank für Ihre Bewertung. Sie haben uns jedoch mitgeteilt, dass Ihnen die kostenlose Mille-feuille zum Geburtstag Ihres Sohnes sehr gut gefallen hat. Sie haben sogar ein Foto mit unserem Küchenchef gemacht. Gerne kommen wir Ihrem Wunsch nach, auch andere Handtuchtiere zu falten. Wir hoffen, dass bei Ihrem nächsten Urlaub die Sonne scheint, und wünschen Ihnen alles Gute.

Bewertung auf [BoutiqueHotel](#)
Ekelhaft. BETTWANZEN!



In unserem extratiefen Jacuzzi schwamm ein Marienkäfer. EINE ECHTE BETTWANZE. Damit ist alles gesagt.

Antwort des Hotels:

Vielen Dank für Ihren Kommentar. Unser Zimmermädchen hat einen Dokortitel in Grundschulbildung mit einem Schwerpunkt auf Entomologie. Sie hat den Marienkäfer aus dem Jacuzzi entfernt und im Garten ausgesetzt. Seien Sie ganz beruhigt, Marienkäfer sind weder Raubtiere noch übertragen sie Krankheiten. Zudem sind es KEINE BETTWANZEN. Als kleine Erinnerung: Die Erde braucht mehr Insekten, da die Nahrungskette gerade zusammenbricht. Es gibt eine Hungersnot wegen der Hitzewelle. Bitte denken Sie daran, dass jenseits dieses Resorts eine ganz reale Welt existiert. Gute Reise!

Benjamin Keck

BRENNENDE GERECHTIGKEIT

EINE GESCHICHTE AUS AELOSAR

1 • Feuer

»Es ist bemerkenswert, wie unangenehm es ist, in einem Bett aufzuwachen, das in Flammen steht. Man schläft, tief und fest, und langsam wird es wärmer und wärmer. Vielleicht träumt man sogar, dass man an einem lauschigen Sommertag in der Sonne liegt und sich seines Lebens freut.

Doch dann wird es noch wärmer, und plötzlich träumt man von der sengenden Hitze der eftarkischen Wüste: Sand soweit das Auge reicht. Unbarmherzige Sonnenstrahlen – und man ist so verdammst durstig! Wenn dann das Bettlaken Feuer fängt, wird es wirklich unangenehm. Spätestens dann ist es so heiß, dass man entweder panisch schreiend aufwacht oder träumt, in den feurigen Hallen des Totengottes Eftar sein verdammtes Dasein zu fristen. Meistens beides.

Feuer ist wirklich erschreckend. Vor allem, wenn man erwacht und die brennende Hitze viel zu nah an sich spürt. Mit ein wenig Glück hat weder das Nachtgewand noch das eigene Haar Feuer gefangen, und man kann sich mit einem beherzten Sprung aus dem feurigen Bettinferno retten. So viel Glück haben allerdings die Wenigsten.

Aber das ist mir glücklicherweise noch nie passiert. Ich bin noch nie in einem brennenden Bett aufgewacht. Woher ich das alles dann so genau weiß? Das ist ziemlich schnell erklärt: Ich bin die verfluchte Drecksratte, die das Bett angezündet hat. Ich bin die flammende Gerechtigkeit. Ich bringe den feurigen Tod.«

Dikaia verstummte, als der Schlafende vor ihr plötzlich schreiend hochschreckte. Flammen loderten über sein fürstlich-seidiges Nachtgewand,

als der nun schlagartig panische Mann aus dem Bett auf die Beine sprang, sich mit Wahnsinn in den Augen umblickte und, ohne Dikaia überhaupt wahrzunehmen, den letzten möglichen Ausweg wählte: Der lichterlohe brennende Adelige sprang mit Anlauf durch sein wunderschönes Fenster aus Buntglas und stürzte, einer Fackel gleich, aus dem achten Stock seines Palastes.

Dikaia saß auf einem Sessel neben der qualmenden Schlafstätte und lächelte zufrieden, als ein dumpfer Aufschlag und entsetztes Geschrei bis zu ihr hinaufschallte. »Da geht er hin.« Sie seufzte erleichtert und legte entspannt die Füße auf den fast unversehrten Bettrand hoch. »Der Schlächter von Hohengras. Der hochwohlgeborene Fürst von Hohenstadt tritt seinen letzten Gang an.«

Dikaia genehmigte sich einen Schluck aus dem Weinglas des Fürsten, das dieser vor dem Zubettgehen als Schlaftrunk erwählt, aber offensichtlich nicht ganz geleert hatte.

Anerkennend hob Dikaia ihre Augenbraue, und nachdem sie für einen kurzen Moment voller Hochachtung die rötliche Flüssigkeit bewundert hatte, trank sie das Glas in einem einzigen Zug aus.

»Vorzüglich«, sprach sie zu sich selbst und irgendwie auch zu dem nun inhaltslosen Glas, das im Augenblick ihr einziger Zuhörer war. »Eines muss man den verkommenen Fürsten dieser Welt lassen: Sie verstehen etwas von Wein. Vielleicht habe ich ja noch Zeit, die Flasche zu suchen, bevor–«

Schwere Metallstiefel schlugen laut auf die alten Holzstufen, während sich die fürstliche Leibgarde keuchend hinauf in das vermeintlich gut gesicherte Schlafzimmer ihres mittlerweile ziemlich toten Fürsten mühten.

»Schade eigentlich«, brummte Dikaia und wartete, bis die mit rotem Samt verkleidete Tür unsanft aufgetreten wurde und vier vollgerüstete Wachen in ihren unglaublich schweren Plattenpanzern in das geräumige Zimmer stürmten.

Dikaia, noch immer beide Füße auf dem Bett abgelegt, maß sie mit einem prüfenden Blick und schüttelte tadelnd den Kopf, ehe sie das Wort an die Vier richtete: »Ihr solltet weniger trinken und öfter Treppen steigen. Ihr habt fast doppelt so lange gebraucht, wie ich geschätzt habe – und das, obwohl ich schon vorher keine sonderlich hohe Meinung von der Leibwache Hohenstadts hatte.«

Die schweißüberströmten Leibwächter zogen gleichzeitig ihre Kurzscheren, und Dikaia streckte ihnen unbeeindruckt ihre leeren Hände entgegen.

»Ihr braucht eure Klingen nicht. Ich bin unbewaffnet. Hiermit ergebe ich mich widerstandslos und vertraue darauf, dass ihr die vermeintliche Mörderin eures verabscheuungswürdigen Fürsten nicht einfach erstechen, sondern dem Erzinquisitor der Kirche der reinigenden Flamme übergeben werdet. Denn was könnte schlimmer sein, als in die Fänge des Inquisitors zu geraten?«

»Das«, brummte einer der Ritter verdattert, »ist die merkwürdigste Verbrecherin, die mir je untergekommen ist.«

»Ich weiß natürlich«, sprach Dikaia weiter und stand betont langsam auf, »dass es zum guten Ton eines jeden Leibwächters gehört, einen ertappten Übeltäter nicht unbeschadet dem kirchlichen Richter zu übergeben. Wenn ihr also ...«



Geheimnisse der Erdenwelt

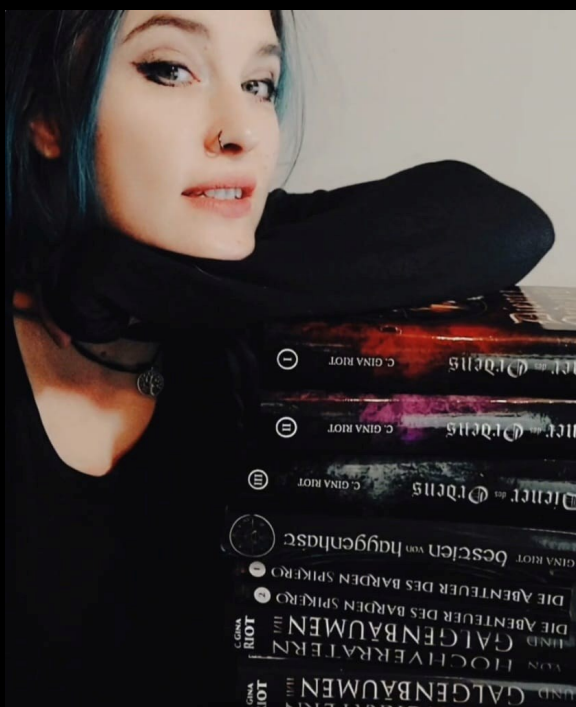
IM GESPRÄCH MIT C. GINA RIOT

von Sarah Lutter



Ich habe gelesen, dass du deine eigene Fantasywelt mit jedem Buch erweiterst. Sind diese Bereiche zuvor blinde Flecken auf der Landkarte für dich?

Mehr oder weniger sind sie das. Ich habe zwar zu Beginn meiner Reise – bei der Entstehung meiner Debüttrilogie *Diener des Ordens* – die Karte gezeichnet, um mir und meinen Lesern eine Orientierung zu verschaffen, doch von jenen Orten, die wir im Laufe der Romane bereisen, habe ich vorher nur eine vage Vorstellung dessen, welche Dynamiken sich dort ereignen. Tatsächlich entdecke ich die Welt wie unsere eigene. Von Ländern oder Städten, die wir noch nie bereisten, haben wir eine grobe Vorstellung, haben vielleicht mal davon gehört, von der Kultur, den Sehenswürdigkeiten, der Natur. Aber erst wenn wir diese Gegenden selbst aufsuchen, können wir sie richtig erfassen. Genauso ergeht es mir mit der Erdenwelt. Mitsamt der Romanfigur betrete ich eine Stadt, ein Dorf, ein Land, und alles entfaltet sich so klar vor meinem inneren Auge, als würde ich selbst dort stehen. Ich sehe, wie das Licht sich



»Ich liebe die Vielfalt, lasse auch gern den stoischen, unbeugsamen Achtziger-, Neunziger-Jahre Low-Fantasy-Krieger auf eine moderne, feministische Heldin treffen und schaue, was sich ergibt.«

auf der Mauer bricht, die Kleidung der Bewohner, rieche die Umgebung und bekomme ein Gefühl für die Dynamik der Bevölkerung. Und biege ich um eine Häuserfront, entdecke ich etwas Neues. Wenn ich nun also einen neuen Roman zu schreiben beginne, überlege ich mir zuerst, ob ich einen neuen Teil der Erdenwelt bereisen möchte, wie in *Artefakt des Todes*, *Bestien von Haygenhast* oder *Von Hochverrättern und Galgenbäumen*, oder ob es Geschichten in bereits bekannten Gefilden zu erzählen gibt, wie in *Die Abenteuer des Barden Spikero*.

Wie stehst du zu Stereotypen in deinen Geschichten?

Stereotype reproduziere ich nur ungern, und wenn ich diese aufgreife, dann eher, um bewusst damit zu brechen. Das bezieht sich sowohl auf Genrekonventionen als auch charakterliche Rollenverteilungen oder Geschlechterrollen. Aber nicht ausschließlich. Bestimme Rollenbilder, die Protagonisten bekleiden, ändern sich über die Jahrhunderte hinweg. So gab es einst noch den stoischen, muskulösen Helden, der unbeugsam gegen das Böse ankämpfte und die holde Schönheit retten musste. Heute setzt der moderne Autor auf weibliche Führung, weibliche Stärke. Ich spreche gerade nur von jenem Genre, in dem ich mich bewege, nämlich der Phantastik, die mit romantischen Titeln

eher wenig bis keine Berührungspunkte hat. Um zurück zu meiner Vorgehensweise zu kommen: Ich liebe die Vielfalt, lasse auch gern den stoischen, unbeugsamen Achtziger-, Neunziger-Jahre Low-Fantasy-Krieger auf eine moderne, feministische Heldin treffen und schaue, was sich ergibt. Habe einen jungen Spielmann der gerettet werden muss und seine weibliche Begleiterin, die diese Rolle übernimmt. Dann habe ich auch wieder derben Männerhumor, das Rollenbild einer schüchternen jungen Frau, die in Extremsituationen falsch reagiert und Hilfe benötigt, und zugleich treffen wir auf die robuste ältere Frau, die den Männern zeigt, wo der Kochlöffel hängt. Weil es all das gibt und mir das Wichtigste beim Schreiben einer Figur die Authentizität ist. So gibt es auch weder Helden noch das reine Böse in meinen Geschichten. Und jede Hauptfigur hat teils verdammt schlechte Eigenschaften. Weil es eben Menschen sind.

Wenn du einen neuen Bereich deiner Fantasywelt eröffnest: Ist dir dabei schon klar, wie viele Bände es davon geben wird?

Meistens schon. Manchmal verändert es sich auch während des Prozesses. Bei meinen Mittelalter-Fantasy-Krimis *Die Abenteuer des Barden Spikero* war mir klar, dass ich eine Reihe mit einer unbestimmten

A collage of book covers and a basket of candy. On the left, a stack of red book covers with the title 'OPFERREIGEN' and the author 'M.M.' is visible. On the right, a stack of blue book covers with the title 'FEUERSCHWINGEN' and the author 'SABRINA ZELENIS' is shown. In the foreground, a yellow woven basket contains several small, colorful candy packages. The background is a soft, out-of-focus mix of colors.

#MEHRUNFUG UNTER NEUER LEITUNG

IM GESPRÄCH MIT
INES ZIMZINSKI UND INGRID POINTECKER

von Christoph Grimm

Seit mehr als einem Jahrzehnt bereichert der Verlag ohneohren aus Österreich die deutschsprachige Phantastikszene. 2025 entschloss sich Verlegerin Ingrid Pointecker dazu, sich zurückzuziehen. Für kurze Zeit sah es danach aus, als würden sich damit die ohneohrigen Pforten schließen – bis sich Ines Zimzinski, die die Mediengruppe DieHoeragenten GmbH und den Hörbuchverlag Hörbuchmanufaktur Berlin betreibt, kurzerhand bereit erklärte, den Verlag fortzuführen.

Weltenportal betrachtete ohneohren stets als wichtigen Verlag und achtete darauf, ausgewählten Veröffentlichungen in den Ausgaben Sichtbarkeit zu verschaffen. Den Verlegerinnenwechsel haben wir daher zum Anlass genommen, Ingrid und Ines zu einem ausführlichen Interview zu bitten.

Bevor wir über das Heute und Morgen sprechen, möchte ich Ingrid gerne um einen Blick ins Gestern bitten. Was hat dich zur Gründung des Verlags bewogen?

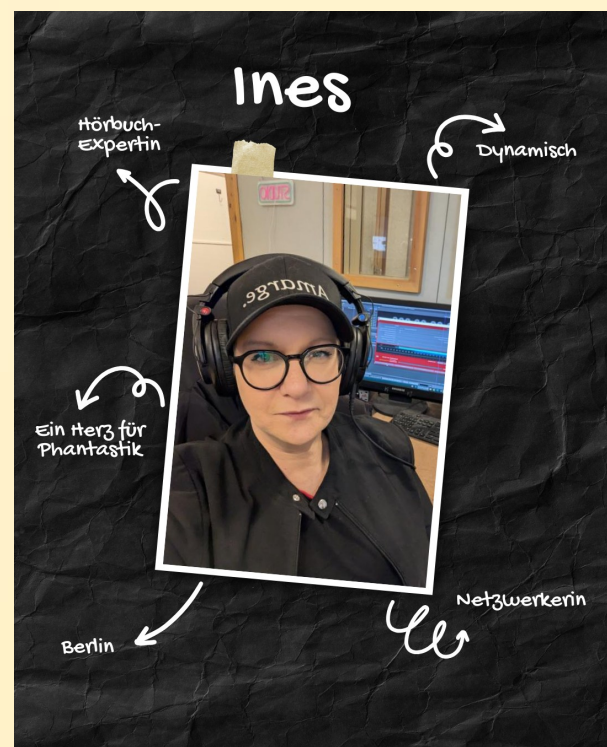
Ingrid: Hui, das ist tatsächlich ein sehr gestriges Gestern. Von 2008 bis 2012 war ich als Autorin in diversen Kleinverlagen unterwegs. Manche haben geschlossen (eigentlich die meisten), die Ausrichtung gewechselt, und ich habe als schreibende Person vieles vermisst und dachte: »Das wäre doch was für dich«. Die Idee durfte dann etwa ein Jahr gären, und weil ich selbst aus den Bereichen Phantastik und Science-Fiction kam, entstand ohneohren schließlich in einer frühen Form im Juli 2013.

Eigentlich war es eine Mischung aus Übermut, Motivation und völlig übersteigertem Selbstbewusstsein, dass ich das neben Studium und Job auch noch geschafft habe. Das waren wilde Zeiten, auf die ich mittlerweile amüsiert zurückschaue. Würde ich heute aber anders machen.

Was waren für dich die Höhe- und Tiefpunkte der Verlagsgeschichte?

Ingrid: Die Höhepunkte waren tatsächlich immer Begegnungen. Sei es mit superstolzen Leuten im Umfeld von Debüt-Autor:innen, erste Schritte bei Lesungen zu begleiten und einfach dieses Gefühl des »Ach egal, wir machen das jetzt«. Das reicht von zahlreichen Preisnominierungen bis hin zum Lesenden-Feedback, wenn Bücher wirklich bewegt, berührt und etwas verändert haben. Wir haben auf Matratzenlagern genächtigt und dabei Ideen gewälzt. Lange Autofahrten endeten in Vertragsabschlüssen. Wir waren eingeschneit, regennass, verschwitzt – und wir haben immer das Beste draus gemacht.

Die lustigsten Highlights waren für mich immer die Begegnungen mit den Kolleg:innen Tina und Torsten Low. So viele kleine Verlage gäbe es ohne



diese mutigen Menschen nicht. Und bei allem, was auch gestritten wird, die Lows waren immer mein sicherer Hafen für Messe-Umarmungen, wenn wirklich *alles* schiefgegangen war.

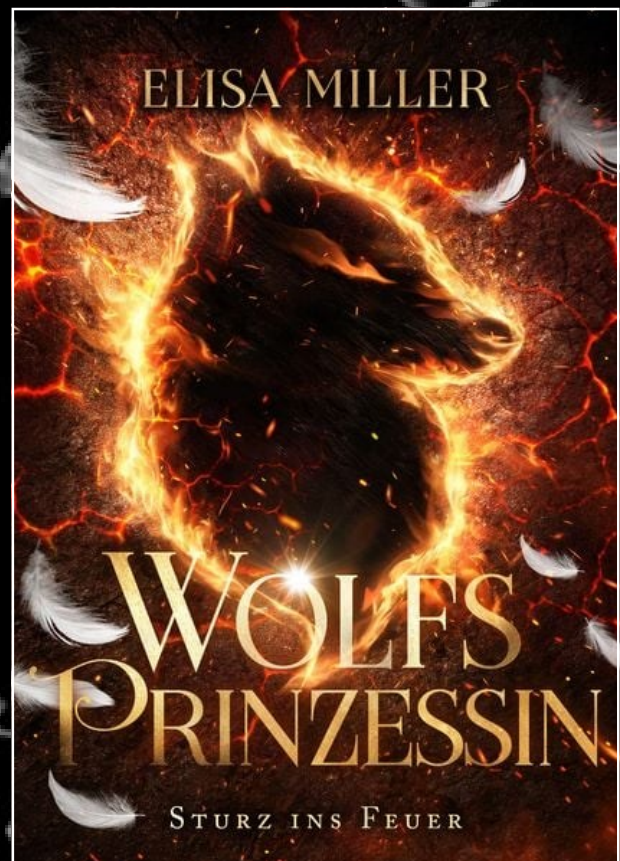
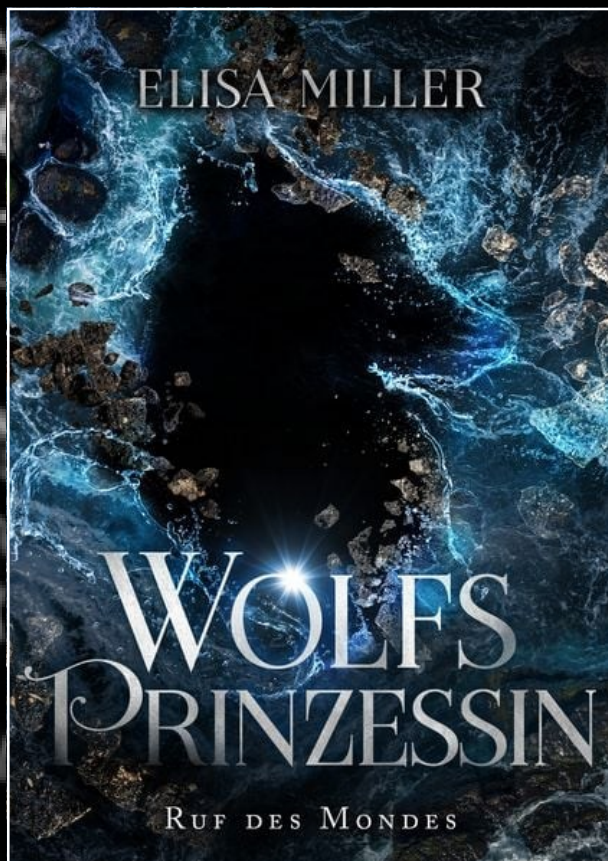
Der Tiefpunkt ist leider eine Konstante: Überarbeitung mit zwei Jobs, daraus resultierend gesundheitliche Probleme und immer die Zerrissen-

VON WÖLFEN UND (LITERARISCHEN) VERWANDLUNGEN

WOLFSPRINZESSIN VON ELISA MILLER

von Anna Eichenbach

Mit *Wolfsprinzessin* legt Elisa Miller einen ungewöhnlichen, ja außergewöhnlichen Fantasy-Roman vor – einen nischigen, wenn man so will, aber im besten Sinne des Wortes. Schon lange hat mich keine Erzählung mehr so begeistern können wie dieses Debüt, und das aus einer Vielzahl von Gründen.



Vergessene Schätze der Science-Fiction

Unter dem Eis

Zum hundertsten Geburtstag des
tschechischen Autors Josef Nesvadba

von Christoph Heiden

Weil meine Familie nur einen erfolglosen Schriftsteller vorzuweisen hat, griff man mir zuliebe in die Spendierhosen. »Nimm dir, was du brauchst«, hat mein Onkel gesagt. »Die restlichen Bücher landen im Müll!«

Hätte ich mich nicht von dem Container im Hof bedroht gefühlt, wäre ich nicht die Stiege zum Dachboden hinaufgeeilt. Jedenfalls nicht bei dieser Kälte. Während ich die Tür des Kleiderschranks öffne, dampft mir der Atem über die Lippen. Es macht keinen Unterschied, ob ich draußen bin oder drinnen.

Doch nicht allein die Minusgrade haben das alte Haus auskühlen lassen. Vor knapp zwei Monaten ist Oma verstorben. In ihren letzten Lebensjahren hat sie keine Mühen gescheut, die Bibliothek meines Großvaters auf den Dachboden zu schaffen. Anfangs stapelte sie die Bücher in den Kleiderschrank, später warf sie die Bände achtlos hinein. Was sie dazu bewog, bleibt ihr Geheimnis.

Ich streife meine Handschuhe ab und ziehe ein Buch aus dem Stapel. *Wie Kapitän Nemo starb* steht auf dem Schutzumschlag. Meine Entschlossenheit, genau diesen Band zu greifen, überrascht mich nicht. Schon in meiner Kindheit hat mich der Titel fasziniert. Damals stand die gebundene Ausgabe neben dreihundert anderen in einer Bücherwand. Natürlich in der Wohnstube – unübersehbar für Besucher und Besucherinnen.

Meine Großeltern gehörten zu einer Generation, für die eine Bücherwand ebenso repräsentativ war wie

der Fernseher oder die Vitrine voller Spirituosen. Eine sauber aufgereimte Buchclub-Edition vermittelte Status, zerlesene Romane hingegen Müßiggang.

Noch heute kann ich mich daran erinnern, wie ich Großvater Josef Nesvadbas Buch zeigte. »Stirbt Kapitän Nemo wirklich?«

Und Großvater? Der lehnte sich auf dem Sofa zurück und sagte: »Kirk Douglas, was für ein Kerl!« Dann formten seine Finger einen Revolver und er drückte ab. »Fast so gut wie John Wayne.«

Das war typisch. Sobald ich ihn nach seinen Büchern befragte, lenkte er auf einen Hollywoodfilm, in diesem Fall auf *20.000 Meilen unter dem Meer*. Selbstverständlich kannte ich den Film. Doch mit Jules Vernes Vorlage war ich ebenso vertraut. Ich hatte *20.000 Meilen unter dem Meer* gelesen und auch Kapitän Nemos Abgesang *Die geheimnisvolle Insel*. Beides in einer für die Jugend bearbeiteten Fassung, also gekürzt und reich bebildert.

Der Kurzgeschichtenband *Wie Kapitän Nemo starb* ist ebenfalls illustriert. Klaus Ensikat hat zu fast jeder Story eine Zeichnung entworfen. Sein filigraner Stil erinnert an Dürer und bedarf oft eines zweiten Blickes. Es mag naiv klingen, aber *Wie Kapitän Nemo starb* ist ein schönes Bändchen. Selbst den Buchdeckel, verborgen unter dem Schutzumschlag, zierte eine Illustration: eine Menschmaschine mit Zwirbelbart und Metallgedärm. 1968 waren solche Schmuckstücke keine Seltenheit. In jener Zeit war einiges möglich, weil noch mehr unmöglich war.

LESE-LOG

DIE HIGHLIGHTS DER REDAKTION

von Sarah Lutter und Christoph Grimm

© Covergrafik: Eridanus Verlag



Eigentlich ist Frankie schlau genug, Ärger aus dem Weg zu gehen – und eigentlich reist der Kurier für Frachten aller Art auch allein. Während eines Reparaturaufenthalts entdeckt er an Bord seines Frachters »Corona« mit dem Toy Holly einen blinden Passagier. Dem verlockenden Angebot, Holly für eine stattliche Summe diskret zu einem entlegenen Planeten zu bringen, kann er nicht widerstehen. Doch bereits bei der Abreise geht es turbulent zu, denn man ist dem ausgebüxten Toy bereits auf die Schliche gekommen. Als dann noch größere Mengen der Droge

Black Ice im Frachtraum der »Corona« auftauchen, ist es mit dem bislang geruhsamen Leben von Frankie endgültig vorbei. Gejagt von der Flotte des gefürchteten Duistermach kommt die nun beständig anwachsende Besatzung des kleinen Frachters einem Geheimnis auf die Spur ...

Heiße Ware, dunkle Geheimnisse, wilde Verfolgungsjagden im All oder auf fremden Welten, und zu allem Überfluss auch noch forzierte Schleimgrabbler – *Black Ice* ist ein actiongeladenes Weltraumabenteuer, das auf etwas mehr als 300 Seiten keine Langeweile aufkommen lässt.

Zwar bedient sich der Autor nicht gerade subtil an den Erfolgszutaten einiger bekannter Genvertreter, liefert jedoch keinen müden Abklatsch. Über den Verlauf des Romans hinweg zeigen die Charaktere der unfreiwillig zusammengefundnen Besatzung mehr Tiefgang, als man es von Weltraumromanen dieser Machart gewohnt ist. Leser dürften insbesondere Frankie, der durch Empathie und eine bemerkenswerte Anständigkeit überrascht, schnell ins Herz schließen.

Der positive Gesamteindruck des Romans fußt vor allem auf einem Aspekt: Frank Lauenroth kann erzählen. Der Autor hat ein gutes Gespür für den Erzählfluss und hält den Spannungsbogen konstant aufrecht, weiß jedoch auch, wann es sich lohnt, das Tempo zu drosseln. Gerade die Momente, in denen sich Lauenroth seinen Charakteren widmet und es zwischen der Crew menscht, sind besonders lesenswert. Stilistisch gibt sich der Roman überwiegend geradlinig und zweckdienlich, kann aber auch mit sprachlicher Finesse punkten.

Fazit: *Black Ice* ist ein schwungvoll geschriebenes und temporeiches Weltraumabenteuer, das einerseits Genrekonventionen bedient, andererseits genüsslich mit Stereotypen und Klischees spielt. Launige Dialoge, geschickt platzierte Überraschungen und ein gut gesetzter Schlusspunkt – immerhin handelt es sich um den ersten Teil einer Trilogie – machen Lust, der interessant gezeichneten, sympathischen Truppe in weitere Abenteuer zu folgen. (CG)